

gleitete ihn und war beim Aufnahmegespräch mit der Sozialarbeiterin dabei. Dann ging die Mutter. Sie schloß die Tür des Aufnahmezimmers hinter sich und ging über den langen grün gestrichenen Flur an der Pfortnerloge vorbei nach draußen.

Der 13jährige Paul wurde einer der drei „Aufnahme- und Beobachtungsgruppen“ zugeteilt, die jeder Neuankömmling erst einmal durchläuft. Nachdem er die Reisetasche abgestellt hatte, begleitete ihn eine Erzieherin zur Untersuchung beim Heimarzt. Dann wurde Paul fotografiert, das Foto kam in seine Akte. Für die Polizei, falls er weglaufen sollte.

Pauls neue Familie bestand aus vier Erziehern, drei Frauen und einem Mann, die sich im Schichtdienst ablösten, und acht Kindern im Alter von 6 bis 14 Jahren. Die Erzieher waren nett zu Paul und halfen ihm nach Kräften, damit er sich in seiner neuen Situation zurechtfindet.

Nach drei Monaten kam Paul in eine Dauergruppe. Da ist er jetzt seit sechs Wochen. Zwar möchte er „am liebsten wieder nach Hause“, aber „das klappt nicht mehr. Nee!“ So hat er sich hier eingerichtet. „Im Heim ist alles gut, alles!“ sagt Paul, „ich bin ja, ehrlich gesagt, viel lieber hier wie zu Hause.“ Das ist natürlich, ehrlich gesagt, eine Lüge.

„Mir gefällt's hier gut“, das kann man von jedem Kind hier hören – im gleichen Atemzug mit „Ich möchte nach Hause“.

Dieses Zuhause war für die meisten der Kinder hier mehr Hölle als trautes Heim. Hinter dem Wunsch nach dem Zuhause steht nur selten die Sehnsucht nach den häuslichen Verhältnissen. Der Wunsch nach dem „Zuhause“ umschreibt nur die Sehnsucht nach Geborgenheit, den Wunsch nach Beziehung statt Erziehung.

Ich klingelte an der Tür zur „Gruppe Virnich“, so heißt die Gruppenleiterin. Ein kleines Mädchen macht mir auf. Als ich im Flur bin, stellt sich Marion vor mich und streckt mir stumm die ausgebreiteten Arme entgegen, wie in einem automatischen Reflex. Ich nehme sie – ebenso automatisch – auf den Arm. Sie legt die Arme um meinen Hals, schmiegt den Kopf an meine Schulter, steckt einen Daumen in den Mund. Mit Ma-



Monika ist 14 Jahre alt und seit sieben Jahren im Heim

»Ich muß das Abitur schaffen. Die Schule ist das einzige, was ich habe, mein einziger Rückhalt«

riation auf dem Arm gehe ich durch den langen Flur.

Aus einer Tür kommt ein Junge auf mich zugeschossen. „Wie heißt du? Was machst du hier? Wie lange bleibst du?“ Die Fragen kommen so schnell hintereinander, daß ich keine Zeit habe, dazwischen zu antworten. Frank nimmt mich am Jackenzipfel, wir gehen zu dritt ins Eßzimmer. Die Erzieherin Eva räumt den Frühstückstisch ab. Als sie auf mich zukommt, um mich zu begrüßen, löst Marion die Arme von mir und streckt sie Eva entgegen. Frank greift sich sofort einen meiner freien Arme. „Komm mit, ich zeig dir mein Zimmer.“ Er zeigt mir seine Stofftiere, sein Feuerwehrauto, seine Plastikfiguren. Er schenkt mir ein selbstgemaltes Bild. Als ich ihm eine Hand auf die Schulter lege, brechen alle Dämme. Frank wirft die Arme um mich, schmiegt seinen Kopf an meine Seite und sagt zärtlich: „Ich hab dich lieb.“

Ein Junge kommt ins Zimmer gerannt, stürzt sich auf mich und boxt mich. „Laß meinen Papa in Ruhe, Michael!“

sagt Frank zu ihm. Michael boxt Frank. Ich lege einen Arm um Michael, er hört sofort auf zu knuffen und hängt sich an mich. Zu dritt gehen wir über den Flur in Michaels Zimmer.

Nach einer Viertelstunde liege ich auf einem Bett, von vier wildfremden Kindern umklammert, erdrückt und zugedeckt: Frank, 8, Michael, 10, Horst, 13, Brigitte, 13. Alle sagen inzwischen Papa zu mir. „Das ist mein Papa! . . . Nein, das ist mein Papa!“ Frank küßt mich und flüstert mir ins Ohr: „Du bist mein kleiner Schatz. Du gehörst mir.“

Jedes deutsche Kind hat zwar ein „Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit“, doch von der Grundvoraussetzung dafür, von dem elementaren kindlichen Bedürfnis nach einer stabilen Beziehung, die ihm Sicherheit und Geborgenheit gibt, ist im Gesetz keine Rede. Jedes Kind braucht einen „Papa“, irgendeinen Erwachsenen zumindest, der ihm sicher ist.

Ich kann Franks „Papa“ nicht machen, und die Erzieher

hier können's wohl auch nicht. Wie ruhelose Eichhörnchen auf Futtersuche wirken die Kinder. Die Jagd nach Liebe wird zur tag- und abendfüllenden Beschäftigung.

„Nichts ist selbstverständlich im Heim, außer der Versorgung“, sagt Manfred, ein Altgedienter. Er ist als Säugling hier ins Heim gekommen. Jetzt ist er 19 und steht vorm Abitur, auch heute noch eine außergewöhnliche Karriere für ein Heimkind. „Ich hab's halt irgendwie überstanden“, meint er, „aber dafür habe ich auch meinen Preis bezahlt. Das, was du am Nötigsten brauchst und was die draußen ganz selbstverständlich geschenkt kriegen, das bekommst du hier nur als Belohnung oder dafür, daß du lieb und süß bist.“

Manfred hatte Glück, er war „ein süßer Junge, als ich klein war“. Als er aus dem süßen Alter raus war, begann das, was er den „Grabenkampf um die Streicheleinheiten“ nennt. „Da mußt du clever sein und alle Mittel einsetzen, legitime und illegitime: was Nettes machen, brav sein, Leistung bringen, andere bei den Erziehern anschwärzen, dafür gibt's Streichelohn. Du mußt stark sein. Zeig keinem deine Schwäche! Weine nie vor anderen! Wenn du weinst, wirst du nur ausgelacht von den anderen, und die Erzieher sind das Weinen gewohnt.“

Es gibt noch eine andere Möglichkeit, das Nötigste zu kriegen, „aber das ist ein gefährlicher Weg“, sagt Manfred. „Werde zum Problemkind! Hau um dich, mach alles! Da kommt dann der freundliche Heimpsychologe und nimmt dich an der Hand. Da kriegst du schon mal Zuwendung von dem. Dann sagt der den Erziehern, was mit dir los ist, und die kümmern sich dann auch eine Weile extra um dich. Wenn du allerdings Pech hast, oder wenn du das Spiel übertreibst, dann gibt's überhaupt keine Zuwendung mehr, dann lassen sie dich links liegen, schreiben dich ab. Da bist du dann praktisch gestorben.“

Nach seiner Schätzung hat Manfred so an die 60 Erzieher gehabt im Lauf der Jahre. „Und jedesmal der gleiche Kampf.“

Die Fluktuation unter Heimerziehern ist enorm. Es gibt